

Sebastian Brather (Hrsg.), Zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Archäologie des 4. bis 7. Jahrhunderts im Westen. Tagung Freiburg 27.–29. April 2005. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 57. Verlag de Gruyter, Berlin/New York 2008. VII und 480 Seiten, zahlreiche Abbildungen. ISBN 978-3-11-020049-2.

Mit dem Generationenwechsel an den Ur- und Frühgeschichtsinstituten der Universitäten geht in mancher Hinsicht ein Paradigmenwechsel einher. Zumindest in der Frühmittelalterforschung ist dies sicherlich zu begrüßen, waren doch Fragestellung und Methode für mehr als ein halbes Jahrhundert zementiert und gründeten letztlich in nur mäßig renovierten nationalistischen Fundamenten des späten Kaiserreichs. Längst ist der Satz von Hans Jürgen Eggers (Einführung in die Vorgeschichte, München/Zürich 1986³, 200) überholt, „die Vorgeschichte würde sich als historische Wissenschaft selber aufgeben, würde sie nicht immer und immer wieder den Versuch machen, auch das Problem der ethnischen Deutung zu lösen“. Denn auch die Geschichte hat sich gewandelt von einer Geschichte der Völker, Schlachten und großen Männer zu einer Geschichte zunächst der Ideen und Mentalitäten, dann der (Aus)Handlungen und Identitäten. So gilt heute umgekehrt, dass die Frühgeschichtsforschung ihre Anschlussfähigkeit als historische Disziplin einbüßte, kaprizierte sie sich weiterhin auf das ethnische Paradigma und ignorierte dabei den konstruktivistischen Charakter von Identitäten, die heute in die erweiterte Forschungsagenda von Kulturkontakt und Transkulturalität gehören. Mit diesem Perspektivenwechsel ließ sich zugleich das humanistisch-aufklärerische Narrativ des spätantik-frühmittelalterlichen Kultur Niedergangs dekonstruieren, so dass die historische Forschung nun von einer Epoche der Transformation spricht, nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten fragt und abwägt.

Eine internationale Tagung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg versuchte im April 2005 zu Ehren Heiko Steu-

ers – der es als einer der ersten unternahm, die überkommenen Paradigmen der deutschen Archäologie durch neue abzulösen – einige dieser neuen Sichtweisen auf die Frühgeschichte zu bündeln und „Forschungen zu Bestattungen und Ritual, zu Siedlungen und Technologien, zu Gruppen und Identitäten“ (S. 5) zueinander in Beziehung zu setzen. Zugleich sollten Beiträge aus den Geschichts- und Naturwissenschaften die archäologischen Ergebnisse kontextualisieren. So sollte das Verständnis für die Vielfalt der möglichen Interpretationen und für die Komplexität der Geschichte dieser Epoche gestärkt werden. Es ist nach dem Gesagten kaum Zufall, dass die Referenten ganz überwiegend der jüngeren Generation von Frühmittelalterforschern angehörten.

Fünfzehn Beiträge liegen nun gedruckt vor, einige sind an anderer Stelle publiziert. Dem eiligen Leser sei vor allem die abschließende Zusammenfassung Sebastian Brathers empfohlen (S. 425–465), in welcher er die hier wie andernorts publizierten Beiträge unter Leitaspekten zusammenfasst. Nicht nur wird so die redaktionelle Gruppierung der Texte verständlicher, sondern Brather rückt insbesondere die verbindenden methodischen Fragen in den Vordergrund, die sich bei den einzelnen Autoren nicht immer derart explizit finden. Dazu gehören das Verhältnis von Archäologie und Geschichte, das besser multiperspektivisch, denn deckungsgleich gedacht werden sollte, Fragen von Kontinuität und Diskontinuität und hier insbesondere nach den Mechanismen der Neuformierung von gentilen Identitäten, die Darstellung und Aushandlung von Binnendifferenzierungen einer Gesellschaft mittels des Bestattungsbrauchtums und die Distributionsmechanismen von Sachgütern einschließlich ihrer gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.

Die Publikation umfasst fünf Teile, deren erster sich mit dem interdisziplinären Verhältnis schriftlicher zu archäologischen Quellen befasst. Eingang unternimmt es Walter Pohl (S. 13–26), die Identitätsdiskurse des frühen Mittelalters, wie sie sich in den Schriftquellen niederschlagen, zu kategorisieren. Ob allerdings „der bei weitem wichtigste Identitätsdiskurs der Spätantike und des Frühmittelalters [...] der christliche“ (S. 16) war, erscheint fragwürdig, denn genau um dieses Glauben zu machen, war doch das Interesse der christlichen Autoren, deren Werke nahezu allein in späterer Zeit eine Überlieferungschance hatten. Weiterführender sind Pohls Hinweise, dass ethnische (Fremd)Bezeichnungen für die zeitgenössischen Autoren unverzichtbar waren, um Handelnde zu benennen, damit aber ganz unterschiedliche soziale Gruppen und Skalen gemeint sein konnten, von ethnographischen Sammelnamen über überregionale Herrschaftsverbände bis zu regionalen und lokalen Siedlungseinheiten, vom König über die politische Oberschicht und das Heer bis zu allen Bewohnern einer Landschaft. Einerseits sollte die Frage nach der ethnischen Identität also weitaus differenzierter gestellt werden, da sie zugleich eine Frage nach sozialen Identitäten ist, andererseits bleibt ethnische Interpretation unter solchen geänderten Vorzeichen weiterhin eine Agenda, die Archäologie und Geschichte miteinander verbinden kann. So ist etwa mit Pohl zu überlegen, ob sich die Vereinheitlichung einer anfangs

recht heterogenen materiellen und Bestattungskultur nicht als archäologisches Korrelat einer ethnischen Identitätsbildung verstehen lässt?

Michael Kulikowski dreht in einer Regionalstudie zum Werden des gotischen Spanien (S. 27–43) die übliche Forschungsperspektive um und denkt nicht von den Westgoten im 7. Jh. her, sondern von der Stadtkultur, die in römischer Zeit die Iberische Halbinsel prägte. Nun wird deutlich, dass gotische Präsenz in Spanien bis zum Ende des 6. Jhs. sporadisch, königliche Herrschaft temporär und punktuell blieb. Die Gräberfelder der Meseta, die üblicherweise den spanischen Goten seit dem späten 5. Jh. zugeschrieben werden, sind dagegen in ihrer ethnischen Interpretation unzureichend fundiert und basieren auf völlig ungenügenden Daten – doch ist die Existenz dieser Gräberfelder unleugbar. So schlägt Kulikowski vor, diese Gräber als Ausdruck sozialen Stresses zu werten, als die Bevölkerung der Meseta von den gewohnten städtischen und hierarchischen Zentren immer weiter isoliert wurde und sich an den letzten verfügbaren Machtsymbolen, der Ausstattung barbarischer Söldner, orientierte.

Bestens ergänzt dies Antonel Jepure, dessen Beitrag zu den „westgotischen“ Gräberfeldern der Meseta (S. 193–209) unverständlicherweise erst sehr viel später folgt. Er zeigt, wie sehr ideologisch-ethnische Postulate der frühen Franco-Zeit eine germanische Interpretation dieser Gräber festschrieben, die noch immer und ins Unbewusste abgeglitten die Forschung leitet. Angesichts der allein zur Verfügung stehenden Altgrabungen der 1940er bis 1970er Jahre mit ihren vermischten Inventaren und unklaren Überlagerungen stimmt es hoffnungsfroh, dass es Jepure gelungen ist, die Dokumentationen der Grabungen von Duratón, Madrona und Espirido ausfindig zu machen (weitere sind zu vermuten), so dass in absehbarer Zeit diese Grabungen auf völlig neuer Grundlage stehen werden. In der Tat wird man dann mit Jepure die Frage der spanischen „Westgotenarchäologie“ am besten noch einmal ganz von Neuem angehen.

Im letzten Beitrag dieses Abschnitts geht Philipp von Rummel der Frage nach, was eigentlich gemeint war, wenn der Kirchenvater Ambrosius im Jahr 381 seinem homöischen Konkurrenten Julianus Valens vorwarf, sich einst mit Hals- und Armring nach Stammesart wie die gotischen Götzenpriester gekleidet zu haben (S. 45–64). Auch wenn die archäologische Verbreitung dieser Objekte weitgehend auf das Barbaricum beschränkt ist, zeigt eine detaillierte Textanalyse, dass es hier eher um einen Barbaren = Heiden = Häretiker-Topos geht, der den Konkurrenten diffamieren sollte. Hals- und Armring waren primär nicht Teile gotischer Tracht, sondern Auszeichnungen des römischen Militärs, allerdings – und das ist der Punkt – aus heidnischer Zeit. Für den Archäologen ergibt sich daraus die missliche Situation, dass Halsringe, aber auch Kolbenarmringe, generell nicht mehr ohne Weiteres als Verweis auf germanische Identitäten gewertet werden können, sondern zumindest im Reich genauso gut oder noch plausibler als *dona militaria* zu interpretieren sind.

Der zweite Teil widmet sich den Transformationsprozessen zwischen Spätantike und frühem Mittelalter.

In seinem Beitrag zum Beginn des Reihengräberhorizonts weist Hubert Fehr (S. 67–102) darauf hin, dass die Dichotomie einer germanischen (beigabenreichen) versus romanischen (annähernd beigabenlosen) Bestattungssitte bereits die Prämisse eines antithetischen Geschichtsbilds an den archäologischen Befund herantrug. Während die historischen Wissenschaften den Germanen-Begriff inzwischen weitgehend dekonstruiert hätten, bleibe die Archäologie bislang den Nachweis schuldig, dass mit dem überkommenen Romanen-Germanen-Gegensatz doch noch etwas zu gewinnen sei. Diesen Nachweis zu führen, ist aber gar nicht Fehrs Interesse, sondern er fragt, ob sich die Merkmale des Reihengräbertypus (Körperbestattung, West-Ost-Orientierung, Beigabe von Hieb Waffen [Männer] und fibelgeschmückter Kleidung [Frauen]) tatsächlich aus der *Germania* herleiten lassen, ob diese Bestattungssitte also überhaupt zur ethnischen Interpretation dienen kann.

Für Körperbestattung und West-Ost-Ausrichtung besteht längst Einigkeit über eine Ableitung aus den (spät)römischen Begräbnissitten. Doch Fehr zeigt, dass auch die Beigabe von Hieb Waffen weder in der *Germania* noch im Römischen über Ausnahmen hinausgeht und selbst bei den bislang favorisierten Ostgermanen derart uneinheitlich ist, dass sie kaum als Vorläufer der völkerwanderungszeitlichen Beigabensitte gelten kann. Nebenbei sei fragwürdig, in welcher Beziehung die Waffengräber des 4. Jhs. zu jenen der Merowingerzeit stehen. Argumentiert Fehr soweit überzeugend, bleibt sein Befund für die Beigabensitte der Frauengräber allerdings wacklig: Denn wenn auch einzelne Trachtbestandteile und Tragweisen (gefädelter Umhang, verschlusslose Tunika) aus der provinzialrömischen Frauentracht stammen, wenn gar das *cingulum* der Männertracht die Tragweise des Bügelfibelpaars beeinflusst haben mag, so sagt die typologische Herleitung der Trachtbestandteile nichts darüber aus, wo die Sitte abzuleiten ist, diese Tracht auch mit ins Grab zu geben. Hier bleibt Fehr noch eine schlüssige Argumentation schuldig. Doch schon jetzt überzeugt Fehrs Deutungsangebot, die Reihengräber seien Produkt einer Grenzgesellschaft mit starken Wurzeln im provinzialrömischen Milieu und als solches Ausdruck eines massiven gesellschaftlichen Umbruchs im 5. Jh., in dem gerade die alteingesessene Bevölkerung größtes Interesse daran hatte, prekäre Ordnung und gefährdetes soziales Prestige durch neue Bestattungssitten zu stabilisieren, wenigstens so sehr wie das bisherige Germanen-Narrativ.

In der folgenden Studie will Guy Halsall zeigen, welchen Beitrag die Gräberfeldarchäologie zur Frage nach dem Niedergang des Römischen Reichs leisten kann (S. 103–117). Auch er zielt auf die soziale Interpretation der Grabfunde und wendet sich gegen eine noch immer verbreitete ethnische Interpretation. Seine Argumente – die Idee einer reichen Grabausstattung deute auf eine sozial prekäre Situation, sie sei im Wesentlichen ohne Wurzeln innerhalb oder außerhalb des Römischen Reichs zunächst auf dessen Boden entstanden, ebenso handle es sich zunächst um römische, dann um dezidiert nicht-römisch konnotierte Objekte – bleiben in der Kürze der Darlegung recht oberflächlich, so dass der Leser mit weit größerem Gewinn die Beiträge Fehrs und Brathers in diesem Band bzw. die ausführlichen Schriften Halsalls konsultiert.

Bonnie Effros verdeutlicht schließlich am Beispiel *Père Camille de la Croix* (S. 119–146), wie persönliche theologische Anschauungen des Jesuitenpaters dessen Interpretation des *Hypogée des Dunes* wie des vorgeblichen Baptisteriums von St-Jean bestimmten und darauf abzielten, in Poitiers (und anderswo) Frankreichs erste Christen nachzuweisen – stets zur höheren Ehre Gottes. Die Kritik, die ihm für diese Bemühungen schon von den Zeitgenossen entgegenschlug, speiste sich aber nicht allein aus wissenschaftlichen Argumenten, sondern auch aus dem französischen Antiklerikalismus des späten 19. Jhs., der insbesondere die Jesuiten diskriminierte. Allerdings scheint de la Croix entsprechende Anfeindungen auch durch seine religiös festgelegten Ansichten selber provoziert zu haben, da andere zeitgenössische Kleriker, die sich in der Archäologie engagierten – so etwa Abbé Jean-Benoît-Désiré Cochet – offenbar auf keine Vorbehalte trafen.

Der dritte Abschnitt rollt die Versuche der Archäologie auf, einzelne *gentes* zu identifizieren, also die Quellen ethnisch zu interpretieren.

Hier findet sich mit dem Beitrag Michel Kazankis, Anna Mastykovas und Patrick Périns zu den sogenannten westgotischen Funden Nordgalliens (S. 149–192) die größte Überraschung des Bandes: Leider resultiert sie nicht aus fundamental neuen Erkenntnissen oder einer innovativen Methodik, sondern es verblüfft die völlige Ignoranz der methodischen und theoretischen Diskussionen, welche die Frühmittelalterarchäologie inzwischen durchziehen. Unverdrossen setzen die Autoren Blechfibeln und große Rechteckbeschläge als westgotisch und werten ihr Auftreten in Nordfrankreich als Beleg für die Migration westgotischer Frauen; diskussionswürdig scheint allein, ob deren Ursprungsgebiet im danubischen Raum, auf der Iberischen Halbinsel oder im Tolosanischen Reich zu suchen sei. Zwar adelt es den Herausgeber, der traditionellen Interpretation frühmittelalterlicher Grabfunde umfangreichen Platz eingeräumt zu haben, doch wären die Autoren dadurch umso mehr gefordert gewesen, das theoretische Fundament ihrer Arbeit darzulegen – auch nur ein Wort dazu sucht der Leser aber vergeblich. In dieser Form jedenfalls ist der Beitrag ebenso überholt wie überflüssig.

Demgegenüber rekurriert Claudia Theune in ihrer Interpretation der Grabfunde aus dem thüringischen Siedlungsgebiet (S. 211–233) eingangs auf jüngere sozialanthropologische Theorien, wie sich Gruppenidentitäten nicht zuletzt durch Abgrenzungsprozesse bilden. Ihrer Ansicht nach spielen religiöse und kultische Aspekte hier eine besondere Rolle, so vor allem die Bestattungssitten. Die Archäologie könne Symbole, die in diesen Bräuchen oder dem Fundmaterial vorkommen, zur Identifikation von Gruppen nutzen, doch erläutert Theune leider nicht, wie diese Symbole archäologisch zunächst einmal zu identifizieren sind: Warum etwa sollten gerade Details der Kopfplattengestaltung von Fibeln als solche Symbole einer Gruppenidentität fungiert haben? In der Praxis argumentiert Theune auf drei Ebenen: Am Anfang stehen die bekannten Einzelfunde, insbesondere einige Fibeltypen, bedingt auch einglättrverzerte Drehscheibenkeramik. In der Analyse der Gesamtinventare fällt dann der große Beigabenreichtum auf,

der Schwerpunkte auf Textilverarbeitung [Frauen] bzw. auf die Spatha [Männer] legt. In der Gräberfeldstruktur schließlich zeichnet sich Ostmitteldeutschland durch die geringe Größe der Gräberfelder, ihre recht kurzen Belegungszeiten und die weite Streuung der gleichwohl in Gruppen organisierten Gräber aus. Zusammenfassend beobachtet Theune, dass sich zwar ab dem späteren 6. Jh. Objekte westlicher Provenienz in großer Zahl nachweisen ließen, sich die Struktur von Beigabensitte und Gräberfeldern aber nicht wesentlich verändere und weiterhin deutlich von gallischen und süddeutschen Verhältnissen unterscheidet. Offenbar habe die fränkische Okkupation des Thüringerreichs zu einer Veränderung der Sachkultur geführt, die Gruppenstruktur sei aber im Wesentlichen gleich geblieben. Entgegen ihrem Bekenntnis zu jüngeren sozialanthropologischen Ansätzen scheint Theune in der Praxis offenbar doch von der *a priori*-Existenz schriftlich überlieferter Ethnien wie Franken und Thüringer auszugehen; so spricht schon der Titel ihres Beitrags vom „thüringischen Siedlungsgebiet“, was Thüringer bereits voraussetzt.

Im vierten Teil geht es um Identität und Darstellung von Identität verschiedener sozialer Gruppen im Bestattungsbrauch, also um die Binnendifferenzierung von Gruppen.

Sebastian Brather eröffnet diesen Abschnitt mit einem Beitrag zur Präsentation sozialer Rollen im frühmittelalterlichen Grabbrauch (S. 237–273). Mit den drei Aspekten „Kleidung“ (statt „Kleidungsbestandteile“), „Bestattung“[sritual] (statt „Beigabensitte“) und „Identitäten“ (Plural!) im Sinn sich überschneidender Gruppenzugehörigkeiten konkretisiert Brather jene sozialanthropologischen Ansätze, die bei Theune weitgehend diffus bleiben. Das Problem liegt allerdings in der Anwendung: Hinsichtlich der Kleidung ist Brather sicher zuzustimmen, dass wir über Stoffe, Farben, Muster und deren Verbreitung noch viel zu wenig wissen, und die weitgehend getrennte Bearbeitung von Stoffen und Kleidungsbestandteilen aus Metall wird unser Wissen auch kaum befördern. Für die Bestattung(srituale) ist sein Modell sicher ebenfalls wertvoll, dass die Handlungen um den Toten im Spannungsfeld zwischen dem Verstorbenen, den Bestattenden und dem Publikum austariert werden mussten, die Bestattung insgesamt als Bühne verstanden werden kann, auf der soziale Positionen aller Beteiligten verhandelt wurden. Vor diesem Fokus auf Handlung geraten freilich die Strukturen in den Hintergrund, welche das Agieren der beteiligten Gruppen begrenzen, aber auch durch dieses Agieren stabilisiert wurden. Dass der Struktur in der frühmittelalterlichen rituellen Praxis große Bedeutung zukam, zeigt eindringlich die regional hohe Gleichförmigkeit der Gräber und Grabausstattungen, die allein aus der Handlungskomponente des Bestattungsakts nicht zu erklären wäre. Gerade diese Gleichförmigkeit erlaubt es, die Praxis um Bestattungen umrisshaft zu rekonstruieren, diese auf Regelmäßigkeit und Dynamik zu befragen und mit Nachbarräumen zu vergleichen. Brathers Modell gewönne noch an Präzision, würde er diese Spannung zwischen Handlung und Struktur weiter ausloten. Wenn das Ritual im Mittelpunkt der Identitätskonstruktion steht, sind nicht mehr die archäologischen Funde und Befunde primäre Träger der Identität, sondern nur noch insoweit sie

Träger oder Resultate des Bestattungsrituals waren. Die Annahme Theunes, Bestattungsrituale seien in besonderer Weise gruppenkonstitutiv, wäre auf diesem Weg einzulösen: Die Unterschiede in der Beigabenausstattung und Gräberfeldstruktur Ostmitteleuropas böten einen vielversprechenden Ausgangspunkt.

Höchst ergiebig ist in dieser Hinsicht Brathers Frage nach unterschiedlichen und sich überschneidenden Identitäten. Während Alltagstätigkeit und Religion im Grabbrauch wohl kaum thematisiert worden seien, da sie nicht zur Binnendifferenzierung der Gesellschaft taugten, zeigten etwa Altersklassen deutliche Ausstattungsunterschiede, die vor allem adulte Erwachsene privilegierten. Über die lokale Identitätenkonstruktion hinaus impliziert dieser Befund erhebliche Konsequenzen für die Frage nach der Verfestigung frühmittelalterlicher Sozialstrukturen, denn die altersabhängige Ausstattungspraxis spricht gegen die Erblichkeit sozialer Positionen, sondern verweist auf die Darstellung der letzten sozialen Position des individuellen Toten im Grab.

Gerade dieser Frage nach der altersdifferenzierten Analyse frühmittelalterlicher Gräber geht Eva Stauch im Detail nach (S. 275–295) und konzentriert sich ganz auf die Erwachsenen. Anhand süddeutscher Gräberfelder zeigt sie, dass nicht nur der Umfang der Beigabenausstattung, sondern vor allem auch – abgesehen von Bügel-, Vogel- und S-Fibeln – die Auswahl des Fertigungsmaterials altersabhängig war: So bleibt nicht nur Gold auf die adulten Altersklassen beschränkt, sondern auch der Anteil goldfarbener Materialien (Gold, vergoldetes Silber, Bronze) sinkt vom frühadulten (über 40 %) bis zum senilen Alter (ca. 10 %) ab und wird durch silberfarbene Materialien (Silber, versilberte Bronze, Eisen) ersetzt. Es stellt sich die Frage, ob dieser Wandel vorwiegend ästhetische Gründe hat – was Stauch anzunehmen scheint – oder altersabhängige Verfügungsmöglichkeiten über Ressourcen ausdrückt.

Im folgenden Beitrag fragt Karen Høilund Nielsen nach der sozialen Bedeutung des Tierstils II in Britannien (S. 297–321). Während Objekte mit Stil-I-Verzierung in Anglia recht häufig, aber nur in Frauengräbern verbreitet sind, tritt Stil II lediglich in sehr geringer Zahl und für recht kurze Zeit allein auf Objekten der männlichen Sphäre sehr gehobener Grabausstattungen auf, allen voran Sutton Hoo. Ob man Høilund Niensens sehr verallgemeinernder statistischer Analyse folgen mag, Objekte mit Stil-I-Dekor, meist Fibeln, bezeichneten jeweils die Hofherrschaft, sei dahingestellt, schlüssig scheint jedenfalls ihre These, die Rezeption von Stil II in Anglia sei in die symbolische Darstellung einer Elitenidentität eingebunden gewesen. Dies wird umso deutlicher im Kontrast zu Kent, wo Stil I ebenfalls, wenn auch seltener, nur in Frauengräbern auftritt (und daher pro Siedelgemeinschaft nur eine Hofherrschaft über solche Objekte verfügte?) und schließlich von Stil II schlicht abgelöst wurde.

Im letzten Beitrag dieser Sektion steuert Lyn Blackmore einen ersten deutschsprachigen Überblick zum Ende 2003 entdeckten Grab von Prittlewell, Essex, bei (S. 323–340), das nächst Sutton Hoo der derzeit bedeutendste Grabfund Großbritanniens aus der ersten Hälfte des 7. Jhs. sein dürfte. Diese Bedeutung verdankt es gleichermaßen seinem unberaubten Zustand wie der modernen Untersuchungstechnik auf einer regulären

Grabung. Blackmore verzichtet weitestgehend auf eine Einordnung des Grabes und bleibt im Deskriptiven: In einer 4x4 m großen Kammer unter einem Grabhügel war der Tote in einem Sarg mit goldener Gürtelschnalle, zwei Goldblattkreuzen, zwei *tremisses* und Goldbrokat begraben. Die Kammer nahm unter anderem ein umfangreiches Gefäßservice, Textilien, verschiedene Waffen sowie eine Leier und einen Silberlöffel auf.

Der fünfte und letzte Teil thematisiert Fragen des Handwerks und Austauschs.

Zunächst geht Hans-Ulrich Voß römischen Einflüssen im germanischen Feinschmiedehandwerk nach (S. 343–365) und zeigt, dass Metallhandwerker in der *Germania magna* nicht nur in der Rohstoffzufuhr von Importen aus dem *Imperium Romanum* abhängig waren, sondern auch in exakter Anpassung an das Material Verarbeitungstechniken von dort übernahmen. Formen und Verzierungen waren also nicht durch das Können, sondern bestenfalls durch das verfügbare Material begrenzt. Zuweilen wurden gerade herausragende Objekte auch in unüblicher Technik hergestellt, dem auffälligen Design entsprach ein besonderer Zugang zum Technologietransfer. Diese Erkenntnisse werden vielleicht nicht so sehr unser Bild von der sozialen Position der Metallhandwerker beeinflussen, wohl aber unsere Vorstellungen von der technologischen Kontrolle der Eliten in der *Germania magna*.

Im folgenden Beitrag untersucht Jörg Drauschke „byzantinische Importe“ in Nordwesteuropa (S. 367–423), wobei der Provenienzbegriff „byzantinisch“ besser durch „mediterran“ zu ersetzen wäre, sofern sich das Herkunftsgebiet nicht genauer bestimmen lässt. So sind „byzantinische“ Fundgruppen der Merowingerzeit (für die frühe Merowingerzeit u. a. Goldgriffspalten, einige Schnallentypen, *cochlearia*, Baldenheimer Helme, Weihrauch, einige Glasgefäße, Münzen; ab der Stufe AM II vor allem Münzen, einige Schnallentypen und Ohrhinge, „koptisches“ Buntmetallgeschirr, Stengelgläser, Pilgerflaschen, Waagen und Gewichte, Seide) teilweise nicht einmal zwingend im Mittelmeerraum hergestellt worden, und wenn, dann stammt ein Gutteil aus dem westmediterranen, italischen oder westbalkanischen Raum. Genuin byzantinische Objekte jedenfalls sind in der Merowingerzeit recht spärlich, doch stehen diesem Befund einige materialreiche Gruppen (roter Granat und Kaurischnecken aus Asien, Elfenbein und Muschelscheibchenperlen aus Afrika, Amethyst, Meerscham) gegenüber, die vermutlich oder gesichert über das östliche Mittelmeer nach Nordwesteuropa gelangten, also sehr wohl einen intensiven Austausch zwischen beiden Regionen belegen.

Ausweislich der Fundkontexte kam mediterranen Objekte im 5. Jh. ein hohes Prestige zu, während sie ab dem 6. Jh. auch in weitaus weniger hervorgehobenen Kontexten auftreten. Vor diesem Hintergrund differenziert Drauschke die möglichen Distributionsmechanismen: Der hohe Wert der frühmerowingerzeitlichen Objekte spricht ihm für persönlichen Kontakt etwa als Krieger (Söldner wie Plünderer), für Geschenke, vielleicht auch für individuelle Migration. Ab dem 6. Jh. nimmt Drauschke für nach wie vor prestigeträchtige Objekte die gleichen Mechanismen sowie Subsidienzahlungen in Anspruch, räumt ihnen aber mengenmäßig nur geringe Bedeutung ein,

während ihm die weit verbreitete Masse der Funde auf regelrechte Handelsbeziehungen hinzuweisen scheint. Da Drauschke die soziale Funktion von Gütertransfer ausblendet, entgeht ihm die eminente Bedeutung des Gabentauschs nicht nur zwischen Byzanz bzw. den mediterranen *regna* und den Königen nördlich der Alpen, sondern auch unter den Eliten dieser Königreiche. Entgegen Drauschkes Annahme eines regulären Handels scheint mir daher der Gabentausch mit prestigeträchtigen Objekten im Rahmen einer merowingerzeitlichen *face-to-face*-Gesellschaft der bei Weitem wichtigste Distributionsmechanismus gewesen zu sein, der zwar individuelle Kontakte (Kriegsdienst, Plünderung, Migration) im Einzelfall nicht ausschließt, auf das Ganze gesehen aber doch marginalisiert.

Wie jeder Sammelband enthält auch dieser Licht und Schatten bei mehr oder weniger ausgeprägter innerer Konsistenz der Beiträge. Von seiner Lektüre ein eng vernetztes Gesamtbild der neuen archäologischen Sicht auf das Frühmittelalter zu erwarten, wäre überzogen, doch zusammen mit weiteren jüngeren Ergänzungsbänden zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde wird er dazu beitragen, den *cultural turn* in der deutschen Archäologie zu befördern. Allein schon dies lässt einzelne Schlagschatten des Bandes verschmerzen.

Thomas Meier
Institut für Ur- und Frühgeschichte
und Vorderasiatische Archäologie
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg
thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de